

## 4) Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Helbt.)

3.

Der König von Hoiby hieß Niels Rask; er war der größte Bauer der Gemeinde. Bei ihm arbeitete Per in der Erntezeit.

Am ersten Morgen, als Per seine Stelle antrat, stugte er, als er das Tor durchschritten hatte, beim Anblick des so rein gehaltenen und gepflasterten Hofes.

Dergleichen zu sehen, war er nicht gewohnt.

Und die vielen Fenster Scheiben des Wohnhauses waren so klar wie Quellwasser. Auf der Bordiele ließ er seine Holzschuhe stehen neben denen der anderen und trat dann auf einen blank geöhlten Fußboden.

Sie waren alle im Begriff, zu Tisch zu gehen; Dienstleute und Herrschaft durcheinander. Auf dem Tische standen solide ländliche Gerichte.

Als Per sah, wie rein und weiß das Tischtuch war, fiel es ihm sofort auf, daß er der einzige war, der sich nicht gewaschen hatte, und er suchte, seine Hände zu verbergen. Der Hoibykönig sah am Tische. Er hatte einen breiten flachen Körper, so daß er ein gut Teil der Bank für sich in Anspruch nahm. Das Antlitz war vollständig glatt rasiert, blaß, knochig, hart. Sein Mund war wie ein Strich, und sein Blick von großer Festigkeit.

Pers Blick glitt abschätzend zu ihm hin, wie er da so breit am Tische saß. An der Wand über dem Kopfe des Hoibykönigs hing ein gestickter Haussegel mit folgender Inschrift: Der Herr ist mein Hirte. Psalm 23.

Der Hoibykönig senkte tief auf und faltete die Hände. Alle beugten das Haupt, während er das Tischgebet sprach.

Man aß stillschweigend. Einmal verlor der Großjunge seine Gabel, daß es klirrte; er errötete sofort und schielte nach dem Ende des Tisches hin.

Nur der alte König, der Großvater, murmelte und murmelte; er saß auf einem Stuhl am Ofen; er war kindisch.

„Tut Ihr etwas?“ sagte er und spie in die Luft hinaus. Aber er hatte keinen Speichel zwischen den Gaumen. „Tut Ihr etwas? Ihr tut den Teufel etwas! Ach Jesus Christ verzeihe mir! — si, faul seid Ihr, faul, faul, und ich bin es, der das Ganze bezahlen muß — P — si!“

Schließlich wandte sich der Hoibykönig Per Holt zu.

„Ja, Du da drüben, Du kommst ja vom Rittergut. Du kennst wohl nicht Jesus?“

Per wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte. Aber man erwartete von ihm auch keine Antwort. Der Mann blickte in die Höhe und betete: „Herrgott im Himmel, gib, daß der Fremde hier in diesem Hause deine Gnade empfangen und dein Wort höre. Amen!“

„A—men!“ wiederholte die Frau. Sie hatte die Hände über dem Bauch gefaltet und wippte mit dem Oberkörper hin und her.

Per ward etwas sonderbar zu Mut. Dies hier war ihm so ungewohnt. Das war eine ganz andere Atmosphäre als die, in der er zu leben gewohnt war.

Es lag trotzdem eine sonderbare Macht hier in der Luft, schien es ihm. Dann hörte man wieder den Alten murmeln. Er rieb die Finger aneinander, wie man es zu tun pflegt, wenn man Geldscheine zählt und fürchtet, daß zwei zusammenkleben könnten.

„Ich bin es, der es bezahlen muß, hols der Satan, ich bin es . . .“

Der Hoibykönig wandte sein Haupt und sagte, den Mund nach dem Alten hingewandt, sehr streng:

„So, so, so!“

Da ward es ganz stille, bis die Mahlzeit beendet war.

Der Bauer folgte den anderen auf das Feld hinaus. Er trug eine Sense, die er seit der Zeit gebraucht hatte, da er befehrt ward. Diese Sense hielt er hoch in Ehren. Denn seitdem war ihm alles geslückt. Es war, als hätte Gott seit jener Zeit ganz besonders sein Gut und seine Felder gesegnet.

Daher eröffnete er alljährlich selber die Ernte mit dieser Sense und schritt selber an der Spitze bei dem ersten Schwaden.

So zogen sie in der frühen Morgenstunde den Feldweg entlang, die Männer mit den Sensen auf der Schulter, so daß die Sonne in den krummen Stahlblättern über ihren Köpfen funkelte. Und dann kamen die Frauen zum Binden hinterdrein in ihren kattunen Sonnenhüten und weißen, losen Ärmeln; sie trugen die Rechen.

Ihre Füße hinterließen dunkle Spuren, als sie durch den Morgentau schritten. Die Luft war voller Lerchensang.

Schließlich betraten sie einen Fußsteig, der durch ein Gerstenfeld führte, und sie wurden ziemlich naß um die Lenden beim Durchschreiten des nassen Korns.

Dann hielten sie bei einem Roggenfelde inne, das gen Süden abfiel und sich bis in die Wiesen, die nach der Hoiby-Mühle hinunterführten, fortsetzte.

Vier Dangelhölzer klangen gegen den Stahl, so daß es rings umher sang und klang. Sofort wurde der Laut von anderen Sensen in der Nähe beantwortet, und die Lerchen mischten sich mit hinein und schienen noch einmal so fröhlich zu singen wie zuvor.

Dort stand also der reife Roggen mit den vollreifen Körnern. Er bewegte sich schwer im Morgenwinde wie ein fruchtbares schwangeres Weib.

Es war die Frucht der Erde und das neue Korn des nächsten Jahres, das nun geborgen werden sollte.

„Herrgott im Himmel!“ rief der Hoibykönig, „wir danken Dir für Deine gnadenreichen Gaben. Laß sie uns mit Fleiß bergen und mit Sparsamkeit gebrauchen, Dir zur Ehre, Herr im Himmel!“

Dann schlug er mit dem Dangelstock ein Kreuz in die Luft. Die Ernte hatte begonnen.

Per Holt war ganz eigen zu Mut. Noch nie war er so zur Arbeit gegangen. Seine Sense schnitt wie von selber, und es war, als sei sie von Silber und schnitte durch Gold: solch ein Reichtum lag ihm zu Füßen. Bei jedem Schnitt sank das tägliche Brot vor dem Blatt der Sense, ein Segen für das menschliche Geschlecht.

Und er war mit dabei, wo die wichtigste Arbeit für die Menschen verrichtet ward.

Es waren lange Felder und breite Schwaden. Der Hoibykönig selber schritt bei dem ersten Schnitt an der Spitze, um die Ernte mit seiner Sense einzuweihen.

Und so schnell ging es und so völlig ohne Aufenhalt, nur von dem nötigen Streichen und Dengeln der Sense unterbrochen, daß Per der Gedanke kam, der Hoibykönig ginge wohl eigentlich nur bei dem ersten Schwaden mit, um die Leute gehörig in Gang zu bringen.

Per ärgerte sich, daß ihm ein so häßlicher Gedanke gekommen war. Er unterdrückte ihn auch bald. Er dachte im Augenblick nur an die Freude, hier so mitten in all der Herrlichkeit der Erde zu schreiten an einem frischen Erntemorgen.

Aber als dann der Bauer mit dem ersten Schwaden fertig war, war Pers Gemut so naß, daß er es hätte auswringen können.

Troßdem atmete er leicht und frei den herrlichen Ernteduft ein und ging froh die langen Schwaden entlang.

Der Bauer schritt in die Wiesen hinunter, um nach dem Jungvieh zu schauen. Als er zurückkehrte, stand er eine Weile mit den Händen auf dem Rücken und blickte auf Per, der nun an der Spitze schritt.

„Ich sehe wohl, daß Du arbeiten kannst,“ sagte er, „das ist etwas, das dem Herrn gefällt.“

Dann begann der Hoibykönig Garben zusammenzustellen, behielt aber ein scharfes Auge auf die Ernteleute.

Ein Sommertag ist lang, und es war spät, als sie auf dem Hoibyhofe mit ihrer Tagesarbeit fertig waren.

Am Abend wuschen sich alle vor der Abendmahlzeit, und als sie sich zu Tisch setzten, sang der Bauer das Lied:

Wenn dumpf das Vieh im Stalle ruht,  
wenn alles wohl bestellt,  
dann war des Tages Arbeit gut  
und sacht entschlüßt die Welt. —  
Wir waschen das Antlitz, wir machen uns rein,  
wir wollen dankbare Gäste sein.

Dann nehmen wir von Gott das Brot,  
er hat den Fisch gedeckt.  
Wohl haben wir die Saat gelegt,  
doch er hat sie gedeckt.  
Er sandte den Regen, er sandte den Wind,  
Er schuf den Segen dem Menschenkind.  
Wie wuchs das Korn so stark und licht  
aus schwarzer Krume auf;  
vergih, o Herz, vergih es nicht  
im süßgen Weltenlauf.  
Es sangen die Vögel, es blühte die Welt,  
es pries den Herrn das gesegnete Feld.  
Wir sitzen nun um den Abendtisch  
und denken still zurück,  
der Morgen war so klar und frisch,  
der Abend so voll Glück.  
Wir waschen das Antlitz, wir machen uns rein,  
wir wollen dankbare Gäste sein.

Einen so langen Arbeitstag hatte Per noch nie gehabt. Und doch schien es ihm ein ganz eigenartiger Tag gewesen zu sein.

Wenn nur der Hoißkönig sich der Sache der Kleinen Leute hier auf Erden annehmen würde!

Er war nämlich wirklich religiös. Der Geist Gottes war über ihm, schien es Per.

Es ging eine eigenartige Macht von dem Mann aus. Wenn er sich nun auf Pers Seite, auf die Seite der Kleinen Leute stellte, dann konnten er und Per hier in der Gemeinde alle Moorarbeiter und die andern Kleinen Leute, die an der Außenkante des Dorfes wohnten, versammeln... — und sie einem lichterem Tage entgegenführen — einem lichterem Tage.

Oder wollte der Hoißkönig sich nicht der Sache der Kleinen Leute annehmen?

Es war, als hegte Per doch einen Zweifel. Er beilte sich heimzukommen in sein kleines Häuschen am Rande des Moors, um Sophie zu erzählen, wie ganz anders es hier gewesen war als auf Gylldholm. (Fortf. folgt.)

## Mistrals Miréio.

Der Tod Frederic Mistral's läßt den Namen des Werkes, das diesem provenzalischen Dichter Welttruf eingetragen hat, wieder in weiten Kreisen erklingen. Dies Epos Miréio war die Dichtertat, die dem Plane folgte: die seit den Tagen der Albigenser, der vom Papsttum Vergewaltigten, unterdrückte und in Verfall geratene provenzalische Sprache von dem Schutte des in sie eingedrungenen Französischen zu reinigen und sie wieder zur Höhe einer Schriftsprache zu erheben. Dieser Plan fällt in die Epoche der national erregten Kämpfe in der Mitte des letzten Jahrhunderts, und trug Mistral sofort die Begeisterung der großen Dichter der nationalen Ideologie ein. Sie fiel ihm um so williger zu, als aus ihm die südfranzösische Volksnatur unmittelbar und unerschaffen dichtete. Mistral hat zwar die Rechte studiert, aber was er vor dem Studium war, der Gehilfe der Feldarbeiter seines Vaters, das lebte in seiner dichterischen Phantasie weiter. Aus provenzalischer Scholtenfreude sind die Feste hervorgegangen, die Mistral und seine Freunde aus dem Felverbunde in ihrer Heimat begründeten, Feste voll sonniger, farbiger Romantik, voll historischen Erinnerns, aber doch echte Kinder der Mitte des 19. Jahrhunderts, und aus demselben Boden stammte das idyllische Epos Miréio, dessen Ruhm den Festen eine dichterische Weihe und einen Klang über ihre heimatische Bedeutung hinaus gab. Hans Benzmann hat den Inhalt der Dichtung einmal in kurzer Skizze erzählt. Wir teilen sie hier mit:

Vincèn, der stattliche Sohn eines armen Korbmachers aus Balabrego, und die schöne Miréio (Kosename für Marie), die reiche Erbin vom Birgelhose, sind einander heimlich gut. Eines Morgens, während der Maulbeerblätterlese, bei der Vincèn dem Mädchen hilft, gesteht dieses ihm zuerst seine Liebe, und der arme Knabe kann die Größe seines Glückes kaum fassen. Drei glänzende Freier, die sich auf dem Birgelhose einfänden, werden von Miréio abgewiesen. Einer von ihnen, der Stierbändiger Durriak, zornig über den ziemlich schnippischen Bescheid, der ihm geworden, begegnet dem begünstigten Vincèn und gerät mit ihm in Streit. Die beiden Gegner umfassen sich in heißem Ringkampf, bis endlich der Stierbändiger den Riesen zu Boden wirft. Großmütig will er seinen Vorteil nicht ausnützen, doch der Besiegte greift wütend zum dreizünftigen Treiberstachel und stößt ihn dem Wehrlosen in die Brust. Zur Strafe für diese Unthat muß er aber in der folgenden Webarbeitsnacht beim Uebersegen über die Rhone elend ertrinken. (Nebst dem einer der herrlichsten, von mächtiger balladenartiger Natur- und Geistespoesie durchwebten Gesänge der Dichtung.) Vincèn wird indessen von drei vorübergehenden Viehzüchtern gefunden und todtwund zum Birgelhose getragen. Miréios Mutter läßt den Armen nach der „Heinhöhle“ bringen, wo Tabèn, die alte Heze, seine Wunde bespricht und heilt. Am Leibe gesundet, doch ~~früher~~ als je in der Seele, kehrt er nach Hause zurück und bewegt seinen Vater, nach vielen Tränen und Klagen, als Brautwerber

zu dem reichen Herrn des Birgelhofes zu gehen. Der jedoch läßt den hiederh Altan mit beleidigenden Worten an und weist ihn barsch die Türe. Miréio aber, die ihre Liebe zu Vincèn mutig bekennet, verläßt heimlich das Vaterhaus, um bei den Schülerninnen der Provence, den heiligen Marien, deren Wallfahrtskirche sich am Ufer des Meeres erhebt, Hilfe und Rettung zu suchen. Auf ihrer Wanderung durch die glubversengte Camargo trifft sie ein Sonnenstich. Mit letzter Kraft schleppt sie sich zu dem Kirchlein und stirbt hier, in den Armen ihrer Mutter und unter den Liebestworten Vincèns, der durch Heide und Moor herbeigeleitet ist und nun mit der Geliebten vereint in einem Grabe zu ruhen verlangt.

Dies ist die einfache aber in tiefpoetischer Weise von Mistral gestaltete Fabel der Dichtung. Der eigentliche Inhalt aber ist die Schilderung des provenzalischen Landlebens. Ein französischer Kritiker, Gaston Paris, kennzeichnet diesen Inhalt sehr reichvoll und hebt die große künstlerische und nationale Bedeutung des Gedichtes hervor: Alles findet in diesem bewegten Gemälde seinen Platz: Der Landmann unter seinen verschiedensten Gestalten, das Pflügen und Pflanzung, die Gras- und Getreideernte, die Wein- und Olivenlese, die alten ländlichen Gebräuche, die Feste der Bauern, ihre Spiele, Tänze und Lieder, die Viehzucht auf den Bergen und in der Ebene, die langen Züge der von den Alpen niedersteigenden Heerden, das Einfangen der Camargohengste und die Stierferraden; weiter die ältesten Handwerke, wie diejenigen der Holzfäller, Korbflechter, Fischer; die langhingeschlungenen Farandolen, die Spiele der Kinder und Mädchen... Hervorgehoben sei noch, daß auch das Leben der Tiere und Pflanzen gemüßvoll und bedeutungsvoll, teils in mythischer Weise, vom Dichter dargestellt wird. Charakteristisch für den Geist und die Schönheit der Dichtung (auch der Uebersetzung) sind folgende Verse:

### Am Pflug.

Auf der Provence fruchtbaren Auen  
Im günstigen Zeitpunkt zum Bebauen  
Zieh oft an einem Pflug, gefoppelt Paar um Paar,  
Sechs Tiere feist und schön gehalten,  
Prachtvolle, berbe Kraftgestalten.  
Der Boden, langsam aufgespalten,  
Oeffnet dem Sonnenschein sich vor des Pfluges Echar.

Und die sehr schönen, wohlgenährten  
Maultiere bleiben in den Fährten;  
Sie scheinen zu verstehn, warum das braune Land  
Man pflügen muß und schnurgrad teilen:  
Ohne zu zögern noch zu eilen,  
Aufmerksam, ziehen sie die Zeilen,  
Die Köpfe tief gesenkt, die Hälse straff gespannt.

Das Auge auf die Furche haltend  
Und mit Gesang des Tagwerks waltend  
Geht ruhig hinterher, den Pflugführer in der Hand,  
Der kluge Landmann. Also pflügte  
Meister Ramun zu tun; er hegte  
Mit Liebe den Beruf und legte  
Des Freien Stolz hinein, ein Fürst auf eignem Land.

## Der Karrengaul.

Von Alice Fliegel.

An einer Straßenecke steht er, wo die armen und ärmsten Leute wohnen. Ein stumpfnüssiger, magerer Karrengaul.

Er hat einen kleinen Wagen hierhergezogen, auf dem unansehnliches Gemüße liegt. Aber es ist billig. Da es ein teures Gemüßejahr ist, daß schon lange einen Kiesel vor die kleinen Wünsche schob, mit denen die armen Frauen an das sonntägliche Mittagessen dachten, wird der Wagen eifrig umdrängt. Ein alter, häßlicher Mann bemüht sich, seine Kunden zu besriedigen.

Es ist nicht leicht.

So niedrig die Preise sind, sie erschrecken. An dieser Straßenecke prägt die Armut die Pfennige und Groschen um.

Ueber das blasse Gesicht einer jungen Frau zuckt es wie in heimlichem Weinen. Sie nimmt ihr Kind an die Hand und tritt mutlos wieder vom Wagen zurück. Das kleine Mädchen wendet sich noch einmal um. Seine hungrigen Fieberaugen gleiten traurig über die Kapsel, die roten und weißen Kohlköpfe, die seine Poffnung während kurzer, seliger Minuten umkreisen durfte, und die seine Gedanken nur wieder hergeben müssen.

Eine andere Frau ist mutiger. Sie bringt den ganzen Handel ins Stocken, und unbelümmert um das Murren und Stöhnen der anderen, rückt sie dem alten Manne immer dringlicher auf den Leib. Nicht eher geht sie fort, bis er ihr den Preis bewilligt hat, den sie zahlen kann. Befriedigt packt sie die fleckigen, grünen Kapsel und die mageren Kohlköpfe in den Korb.

In zwei Stunden ist der Wagen leer.

Der alte Mann wischt sich den Schweiß von der Stirn. Es ist ein heißer Tag. Die Luft in der engen, schmutzigen Straße ist stickig und schwelend. Sie faßt wie mit menschlichen Händen nach des Mannes Kehle, und er atmet wie gewürgt.

Dem Wagen gegenüber ist eine Desillation. Der alte Mann

geht mit blinzelndem Blick, der voll verbotener Entschlüsse ist, den ausverkauften Wagen und das Wirtshauschild auf der anderen Seite. Dann richtet er sich straffer auf und geht mit fast elastischen Schritten über die Straße. Die Art, sich aufzurichten und zu gehen, blieb ihm in einem schwachen Nest noch von der Zeit her, da er Herr war.

Als der Alte weggeht, rührt sich der Karrengaul zum erstenmal. Er wendet den Kopf ein wenig zur Seite und blickt dem Manne nach. Dann steht er wieder reglos und stumpf, so wie er die beiden Stunden gestanden hat, da in seinem Umkreis um die kleinen armen Hoffnungen, Enttäuschungen und Siege des alltäglichsten Lebens gekämpft wurde.

Die Sonne brennt. Schußlos ist der Gaul ihrem Feuer ausgesetzt. Zwei Stunden nun schon, und es wird noch einmal so viele Stunden so bleiben. Tag für Tag ist es das gleiche — bereits einen ganzen Sommer lang.

Die Zunge klebt ihm im Mause vor Durst. Der Karrengaul ist mager wie ein Gerippe.

„Armes Luder,“ sagt ein Arbeiter mitleidig, als er ihn so häßlich und armfelig stehen sieht. Da sieht das Tier einen kurzen, dunyphen Laut aus, der beinahe menschlich ist. Der Mann bleibt einen Augenblick stehen. Das Tier wirft den Kopf mit der noch dicken Mähne zurück und ein Aufzucken geht durch seine elenden Glieder, als müsse er die tote, schwere Hitze wie etwas Kostendes, Körperliches von sich abschütteln. Der Mann denkt: das Tier wird wohl einst bessere Tage gesehen haben. Trotz der Verkommenheit merkt man, daß es eine gute Masse hat. . . .

Ja . . . der Karrengaul hat eine gute Masse. Wie hätte er sonst das allmähliche Herabsinken von der Höhe seiner Existenz bis zu dieser letzten Stufe der Erniedrigung aushalten können.

Gepflegt, gesättigt und geliebt jagte er einst über die Wiese an eleganten und begeisterten Menschen vorbei. Atmete die Atmosphäre von Luxus und Schönheit. Sein spiegelndes, rehbraunes Fell war weich wie kurzgeschorener Samt — seine lebensfrohen und Augen glänzten wie Metall. Frauen küßten ihn, wenn er mit seinem Herrn als Erster durchs Ziel gegangen war.

Starke und lebhafteste Erinnerungen, die trübten und auch die frohen, sind immer Feinde des Menschen, denn sie nehmen ihm von seiner Kraft, mit der Gegenwart fertig zu werden. Deshalb deckt das Leben mit barmherzigen Händen einen grauen Schleier über die bunten Bilder vergangenen Geschehens. Immer dichter, immer grauer, immer undurchsichtiger wird der Schleier von Jahr zu Jahr. . . .

Der Karrengaul weiß nichts mehr davon, daß er einst einen glänzenden Reiter auf seinem schöngeschwungenen Rücken trug. Er hat vergessen, daß man ihn in einem wandernden Zirkus blutig schlug, weil er den rohen, häßlichen Clown nicht zur rechten Zeit herunterwarf. Er weiß nicht mehr, daß er hungrig den Pfing über ein dürftiges, steiniges Feld ziehen mußte und immer lahmte, weil er den Boden nicht gewöhnt war, und daß er vor einem schweren Sandwagen zusammenbrach.

Er weiß nur, daß ihm die Zunge vor Durst im Mause klebt, und daß er manchmal einen Eimer Wasser bekommt, den Durst zu löschen. Darauf wartet er mit einer trüben Geduld ebenso willig wie auf die Erfüllung der anderen Hoffnungen seines jämmerlichen Lebens: daß er sich wieder einmal sattessen kann, wenn sein Herr gutgelaunt ist und die Destille nicht den ganzen Verdienst verschlang. —

Ein Junge kommt mit einem frechen Pfeifen vorbei und schlägt dem Gaul in einer plötzlichen brutalen Lust die Faust in den Leib.

Der Gaul rührt sich nicht. Er ist todmüde und das Schlagen und Stoßen gewöhnt. Es reizt ihn nicht mehr auf. Dem kleinen Burschen aber tut seine Roheit leid, gerade weil sie von dem armen, alten Tier so bewegungslos erduldet wird. Er kramt ein Stück Luder aus seinen Taschen hervor und hält es dem Gaul auf der flachen Hand hin. Der aber nimmt es nicht. Tief bleibt sein Kopf gesenkt, und seine Augen halten sich ausdruckslos auf dem Boden. Er ist nicht mehr daran gewöhnt, daß ihm ein Mensch etwas schenken will. Da steckt der kleine Bursche den Luder wieder ein und geht weiter. Aber er preist nicht mehr. Ein unbehagliches Gefühl, über das er sich keine Rechenschaft geben kann, kocht in sein Jungschen. —

Zwei Stunden stand der Karrengaul in der brennenden Sonne, bis der Alte seinen Wagen leer hatte.

Zwei weitere Stunden stand er, bis sein Herr den heißen, engen Raum der Destille verläßt und mit einem Aufatmen den staubigen, dicken Dunst der Straße, in dem er vorher zu ersticken meinte, wie eine Befreiung empfindet.

Stumpf und still stand der Karrengaul die ganze Zeit — gefangen in der Trostlosigkeit seiner dürftigen Existenz. Mit ausgelöschten Erinnerungen — verdorben — gestorben in seinem ur-eigentlichen Selbst. Mit einem letzten verächtlichen Funken von Lebensenergie, der ihn daran hindert, niedergzufürzen und sich das Genick zu brechen.

Mittag schlägt es.

Ein fremdes Vibrieren schwingt in der Luft, die in der Glat zu tochen scheint.

Der alte Mann torfelt quer über die Straße auf den Gaul zu — einen Wechimer voll Wasser in der Hand.

Ein gieriges Zittern fliegt über den erschöpften Leib des Tieres.

Der Alte hält ihm den Eimer hin, und es trinkt mit langen durstigen Zügen.

Dabei sehen sich die Beiden an: Der Mann und der Karrengaul.

Wie Mensch i., die das gleiche Schicksal tragen.

## Wie Riesen entstehen.

Von Dr. Alex. Lipschütz.

Wenn ich davon erzählen soll, wie Riesen entstehen, muß ich meinen Lesern sogleich eine Enttäuschung bereiten. Denn um die Riesen ist es ganz anders bestellt, als die meisten glauben: die Riesen sind R ü p p e l.

Wie, einer der sachkundigsten Fachleute auf diesem Gebiet, fällt sein „vernichtendes“ Urteil über die Riesen: nur die Riesen der Märchen, sagt er, sind durch besonders glünstige körperliche und geistige Eigenschaften ausgezeichnet, mit denen sie das Durchschnittsmäß der Menschen überragen. Die nähere Untersuchung der Riesen unserer Zeit, ebenso wie die eingehende Prüfung der vorliegenden genaueren Beschreibungen der Riesen aus älteren Zeiten zeigte, daß normale Riesen, also Individuen mit besonderer Körpergröße ohne sonstige Deformitäten und Krankheitszeichen . . . sicherlich äußerst selten anzutreffen sind. Die Mehrzahl der Riesen sind zweifellos nicht normale Individuen und gehören in das Gebiet der Pathologie.“

Die Riesen fallen uns durch ihre Körperlänge auf: sie können bis über 220 Zentimeter hoch werden, während die Körperlänge eines normalen Menschen im Durchschnitt etwa 170 Zentimeter beträgt. Schon eine oberflächliche Betrachtung des äußeren Baues eines Riesen zeigt uns eine Abnormität an: der Oberkörper ist im Verhältnis zum Unterkörper zu klein. Arme und Beine des Riesen sind eben stärker gewachsen als Rumpf und Kopf. Aber auch der Kopf ist im ganzen vergrößert. Und sehen wir uns den Kopf eines Riesen genauer an, so überzeugen wir uns, daß in der Regel auch hier wieder ein Mangel an Proportionen vorhanden ist. Die Augenhöhle des Schädels sind stärker entwickelt als bei normalen Menschen, ebenso die Jochbögen, jener Teil des Gesichtsschädels, der etwa zwischen Ohr und unterem Augenrand liegt. Der Unterkiefer ist bei den Riesen mehr nach vorn gerückt, als es sich normalerweise gehört. Nehmen wir eine eingehende Untersuchung der Knochen eines Riesen vor, der schon über das zwanzigste Lebensjahr hinaus ist, so stoßen wir zunächst auf eine ganz charakteristische Abnormität: in den langen Knochen der Arme und Beine ist der knorpelige Teil der Knochen, von dem das Längenwachstum der Knochen ausgeht und der normalerweise im 18. bis 20. Jahre schwindet, noch voll erhalten. So kommt es dem, daß das Längenwachstum der Knochen, das bei diesen Menschen stärker ist als bei normalen Menschen, auch länger anhält, und Riesen können darum auch noch im Alter von 25 bis 30 Jahren wachsen. Die Knochen des Schädels erweisen sich als verdickt; an zahlreichen Stellen des ganzen Knochenstels sind wir einzelne Partien stärker entwickelt als andere. Häufig sind auch Hände und Füße größer, als es sich für den ganzen Arm und das ganze Bein dieses Riesen gehört.

Mit einem Worte: es ist nicht einfach ein stärkeres Wachstum der Knochen, was den Riesen auszeichnet, sondern gleichzeitig auch ein ungleichmäßig es Wachstum der Knochen, so daß der Riese in der Regel einen unproportionierten Körper hat. Wir werden bald sehen, wie wichtig diese Erkenntnis für die Frage nach der Entwicklung des Riesen ist.

Die ärztliche Untersuchung eines Riesen deckt auch noch an anderen Organen seines Körpers weitgehende Abnormitäten auf. Vor allem an den Keimdrüsen. Man kann ganz allgemein sagen, daß die Riesen sexuell nicht vollwertig sind. Ihre Keimdrüsen sind meist mangelhaft entwickelt, es fehlt ihnen die Zeugungsfähigkeit. Entsprechend der mangelhaften Entwicklung der Keimdrüsen ist auch der sonstige Zuschnitt des ganzen Körpers des Riesen: wir wissen ja heute, daß die Keimdrüsen einen bestimmenden Einfluß ausüben auf die körperliche und geistige Entwicklung des reifen Kindes. Die geistigen Fähigkeiten des Riesen sind nur gering, er ist träge im Denken und Tun, ist körperlichen Anstrengungen nicht gewachsen. Der Riese wird leicht von allerlei Krankheiten befallen, und bei der geringen Widerstandsfähigkeit seines Körpers erliegt er ihnen eher als ein normaler Mensch. Häufig leiden Riesen an der Zuckerkrankheit. Es ist also gar nicht so verlockend, ein Riese zu sein!

Wir haben davon gesprochen, daß das Knochenstels des Riesen ungleichmäßig entwickelt ist, und wir haben gesehen, daß es namentlich die stärkere Entwicklung mancher Teile des Gesichtsschädels und der Hände und Füße ist, die dabei auffällt. Diese Tatsache zeigt uns die Verwandtschaft des Riesenwachstums mit einer Krankheitsform auf, die unter dem Namen „Akromegalie“ bekannt ist. Akromegalie heißt etwa so viel wie Riesenwuchs der Gliedmaßen und des Kopfes. Die Menschen, die an Akromegalie leiden, haben einen mißgestalteten Kopf und mißgestaltete Hände und Füße. Ueber ihr Gesicht wäre daselbe zu sagen, was wir über das Gesicht des Riesen gesagt haben. Ebenso sind ihre Hände und Füße unförmlich gewachsen, und sie können um die Hälfte größer werden als bei gesunden Menschen. Die Kranken sind matt und schläfrig und ihre geistigen Fähigkeiten gehen zurück. Es hat sich auch gezeigt, daß bei diesen Kranken ein Organ stets verändert ist, das man den Hirnanhang nennt. Der Hirn-

anhang ist normalerweise ganz winzig klein, etwa so groß wie eine Bohne und hängt unten am Gehirn etwa in der Gegend oberhalb des Gaumens. Der Hirnanhang ist bei den mit Akromegalie behafteten Kranken stark vergrößert, und die Ärzte haben sich natürlich gleich sagen müssen, daß die Vergrößerung des Hirnanhanges vielleicht schuld daran ist, daß diese Unglücklichen an Akromegalie erkrankten. Die Ärzte sind dann auf den Gedanken gekommen, diesen Patienten den vergrößerten Hirnanhang herauszuschneiden. Und dabei hat es sich gezeigt, daß die Krankheitserscheinungen zurückgingen: die Hände und Füße und ebenso die Gesichtsknochen nahmen wieder an Umfang ab und die Patienten wurden zum Teil bedeutend gebessert oder sogar ganz gesund.

Der Hirnanhang vermag also auf jeden Fall den gesamten Betrieb im Zellenstaat zu beeinflussen; dieses winzig kleine Organlein muß darum für den Ablauf des Lebens unseres Organismus von der allergrößten Bedeutung sein. Außerordentlich klar ist aus dem oben Berichteten der Einfluß des Hirnanhanges auf das Knochenwachstum: der vergrößerte Hirnanhang ruft ein verstärktes Wachstum mancher Teile des Skeletts hervor. Und als man jungen Hunden — wie in jüngster Zeit namentlich Achner — in vorsichtiger Weise ihren Hirnanhang herauschnitt, da blieben diese Hunde gegen ihre normalen Geschwister im Wachstum stark zurück: so ein Roter ohne Hirnanhang ist dreiviertel Jahr nach der Operation etwa doppelt so klein als sein normales Geschwister, was für uns aber wichtig: wie der vergrößerte Hirnanhang, der Ueberfluß an Hirnanhang im Körper ein vermehrtes Knochenwachstum hervorruft, so ruft ein Mangel an Hirnanhang im Körper einen Stillstand in der Entwicklung der Knochen hervor. Verpflanzt man einer jungen Ratte, der man den Hirnanhang herausgeschnitten hatte, an irgend einer anderen Stelle die Hirnanhänge von mehreren anderen Ratten in den Körper, so gehen die Zeichen des Hirnanhangmangels wieder zurück: das Tier beginnt wieder zu wachsen und nimmt an Gewicht zu. Alle diese Versuche beweisen uns, daß der Hirnanhang Stoffe fabriziert, die er an das Blut abgibt und mit denen er den ganzen Betrieb des Organismus zu beeinflussen vermag, und daß die Akromegalie darauf beruht, daß man einen zu großen Hirnanhang im Körper hat: der Hirnanhang, der nichts anderes als eine kleine Drüse ist, gibt ans Blut zu viel von seinem Produkt ab, mehr, als die Zellen im Zellenstaat normalerweise für ihren Haushalt brauchen.

Aber wir wollten doch berichten, wie diese Riesenn entstehen! Und nun haben wir lang und breit von der bösen Akromegalie und vom Hirnanhang erzählt! Aber sehen wir genauer zu: es war uns von vornherein aufgefallen, daß der Riesenwuchs mit seinem ungleichmäßig entwickelten Knochenfleisch Lehnlichkeit hat mit der Akromegalie. Und da wir jetzt sicher wissen, daß an der Akromegalie der krankhaft vergrößerte Hirnanhang schuld ist, da müssen wir uns fragen, ob es nicht so auch mit dem Riesenwuchs sein könnte. Tatsächlich: so ist es! Bei der Leichenschau der meisten Riesen hat man gefunden, daß sie einen vergrößerten Hirnanhang hatten.

Aber da entsteht eine neue Frage: Wieso es kommt, daß der krankhaft vergrößerte Hirnanhang das eine Mal Akromegalie hervorruft, das andere Mal Riesenwuchs. Auch hier hat die Beobachtung der Ärzte die Antwort gegeben. Und die Sache liegt sogar sehr einfach: fällt die Erkrankung, oder richtiger die Vergrößerung und verstärkte Funktion des Hirnanhanges in das frühe Kindesalter, so kommt es zu einem allgemein verstärkten Wachstum der Knochen, zu Riesenwuchs. Fällt aber die Erkrankung in das dritte und vierte Jahrzehnt, wo das Wachstum der meisten Knochen des Skeletts schon abgeschlossen ist, dann kommt es zu einem verstärkten Wachstum nur bestimmter Gesichtsknochen und der Knochen der Hände und Füße, zur Akromegalie. Und zwischen beiden stehen jene Fälle von Riesenwuchs, wo die Riesen lange genug leben, um auch noch die Zeichen der Akromegalie aufzuweisen: das verstärkte Wachstum mancher Gesichtsknochen und die großen Hände und Füße. So ist es, wie französische Forscher aus ihren Beobachtungen geschlossen haben, kaum möglich, überhaupt einen Riesen zu finden, der nicht auch das eine oder andere Zeichen der Akromegalie hätte.

Eine Frage für sich ist es, wieso es kommt, daß der Hirnanhang bei manchen Menschen erkrankt, größer wird, und dann des guten zu viel für den Zellenstaat tut und damit den Zellenstaat zugrunde richtet. Diese Frage zu beantworten, ist die Wissenschaft heute noch nicht in der Lage. Nachgewiesen ist nur, daß eine mangelhafte Entwicklung der Keimdrüsen eine Vergrößerung des Hirnanhanges nach sich ziehen kann. Wir wissen von der männlichen und weiblichen Keimdrüse, daß sie nicht nur die Samenzellen und die Eizellen liefern, sondern auch Stoffe ans Blut abgeben, die für die normale Entwicklung des jugendlichen Organismus unbedingt nötig sind. Die Keimdrüsen sind, wie Steinach in den letzten Jahren gezeigt hat, eine doppelte Drüse: Drüse für die Bereitung der Keimzellen und gleichzeitig Drüse für die Bereitung von Stoffen, die sie ans Blut abgeben und die vom Blute aus den jugendlichen Organismus zur normalen Reife mobeln. In der letzteren Eigenschaft einer „Pubertätsdrüse“, wie Steinach sich ausdrückt, beeinflussen sie auch den Hirnanhang in seiner Entwicklung: Zacherl, ein Schüler von Biedl, hat gezeigt, daß bei kastrierten Ratten der Hirnanhang vergrößert wird. Und im Januar dieses Jahres hat Schleidt, ein

Schüler von Steinach, der Akademie der Wissenschaften in Wien einen Bericht vorgelegt über Untersuchungen, die uns weitere Aufklärung in dieser Frage bringen. Schleidt hat zunächst ebenso wie Zacherl den Hirnanhang bei kastrierten Ratten untersucht und festgestellt, daß er bei ihnen vergrößert ist. Dann hat er den Hirnanhang bei Ratten untersucht, die kastriert waren und denen dann nach der Methode von Steinach wieder Keimdrüsen eingenäht waren. Die Keimdrüsen heilen dabei an, aber jeder Teil der Drüsen, in dem die Ei- oder Samenzellen gebildet werden, degeneriert. Es bleibt nur die Pubertätsdrüse übrig, und es hat sich nun gezeigt, daß bei diesen Tieren der Hirnanhang sich normal entwickelte. Die normale Entwicklung des Hirnanhanges ist also an ein normales Funktionieren der Pubertätsdrüse gebunden. So ist es auch möglich, jedenfalls einen Teil der Fälle von Riesenwuchs auf eine mangelhafte Entwicklung der Pubertätsdrüse zurückzuführen. Allzuweit sind wir dabei natürlich nicht gekommen, denn es fragt sich nunmehr, worauf denn die mangelhafte Entwicklung der Keimdrüsen in diesen Fällen beruht.

Soviel aber ist sicher, daß all die Riesen der Schaubuden frange Geschöpfe sind, die unser Mitleid verdienen. Und je mehr die Ueberzeugung davon in die Kreise des Volkes dringen wird, desto mehr wird ihm der Geschmack am Wegessen der kranken Riesen genommen werden. Wie mir persönlich aller Geschmack an den Antipoden der Riesen, den kleinen Alkivanern der Schaubuden gründverdorben wurde, nachdem ich einmal als Student in der Irrenanstalt eine ganze Kollektion dieser Patienten mit den nötigen Erläuterungen vom Professor vorgezeigt bekommen hatte.

## Kleines Feuilleton.

### Selbsttätiger Büchertransport.

Eine selbsttätige Büchertransportvorrichtung ist wohl eine der interessantesten technischen Anlagen des Neubaus der Berliner Königlichen Bibliothek. Sie besteht im wesentlichen aus einem sogenannten Gurtförderer, der dazu dient, Bücher, Zettel und dergleichen rasch und gänzlich selbsttätig von einem Teil des großen Gebäudes in einen anderen zu befördern. Es ist dies die erste Anlage dieser Art in Europa, die einem derartigen Zweck dient. In der Industrie sind Gurtförderer recht vielfach in Verwendung, so zum Transportieren von Massengütern, Kohlen, Getreide usw. Man entschloß sich für diese Art des Büchertransports, um einerseits an Platz zu sparen, anderenteils, um die Bücher möglichst rasch und vor allem gänzlich geräuschlos zu befördern. Beide Bedingungen werden durch den Gurtförderer bestens erfüllt.

Die Vorrichtung selbst besteht im wesentlichen aus einem etwa einem halben Meter breiten, endlosen Gummiband, das über Rollen läuft. In den Anfangs- und Endstationen wird das Band durch größere Rollen umgelenkt und läuft nun unmittelbar unter dem ersten Band in entgegengesetzter Richtung zu diesem, ähnlich wie bei einem Wagger die Wecher geführt werden. Spannrollen an den Umlaufstationen sorgen dafür, daß der Gummigurt stets genügend straff gespannt ist. Legt man an irgendeiner Stelle ein Buch oder dergleichen auf das in Bewegung befindliche Band, so wird es von diesem mitgenommen und an der Endstation selbsttätig abgeworfen. Das Gummiband hat eine so große Adhäsion, daß die aufgelegten Gegenstände selbst bei starkem Gefälle nicht rutschen. Die Anlage dient zu gleicher Zeit dem Hin- und Rücktransport. Der Antrieb des Bandes erfolgt durch einen Elektromotor, unter Vermittlung der großen Umlenksrollen. Diese wie auch die kleineren Rollen, auf denen der Gurt aufliegt, sind auf Kugeln gelagert, wodurch nicht nur ein leichter, sondern vor allem ein vollkommen geräuschloser Lauf erzielt wird.

In der Königlichen Bibliothek ist nun die eine Förderbahn, die in Höhe und Breite nur wenig Platz einnimmt, von einer Ecke des Gebäudes diagonal zur anderen, durch Fundamente, Pfeiler, verschiedene Räume, geführt. Im Gefälle geht sie quer unter dem großen Kuppelraum hinweg, um dann, wieder ansteigend, zur Endstation zu gelangen. Hier beginnt ein zweiter Gurtförderer, der stark abfallend zur Ausgabestelle führt. In letzterer endet schließlich eine dritte Bahn, die zum Transport aus- und eingehender Sendungen bestimmt ist. Die Hauptaufgabe hat die lange, quer durch das Gebäude gelegte Förderbahn zu erfüllen. Die Bücher werden in irgendeinem der zu ihrer Aufbewahrung bestimmten Räume auf eine Paternosteraufzug gegeben (der beständig ständig in Bewegung ist) und gelangen von dort vollkommen selbsttätig auf das Gummiband. Dieses trägt sie sofort weiter an ihr Ziel, wo sie, wieder ganz automatisch, auf einen Abfegesisch fallen. Soll ein Buch wieder zurückbefördert werden, so wird es einfach auf den unteren Gurt gelegt, der es an der Anfangstation wieder auf einen Tisch abwirft. Zwischen der Aufgabe eines Buches auf den Aufzug und der Ankunft an der Ausgabestelle liegt eine Zeitraum von nur 1½ Minuten. Dabei hat das Buch einen weiten Weg zurückzulegen. An der tiefsten Stelle der langen Bahn, d. h. unter dem Kuppelraum, können die Bücher bei Bedarf ebenfalls abgenommen werden. Im übrigen ist die Anlage gänzlich mit Holz verkleidet, so daß die zu befördernden Bücher auf ihrem Transport keinen Schaden nehmen können.

Mit dieser Anlage hat die Bibliothek wirklich einmal eine technische Neuheit ersten Ranges geschaffen.